

- Kernberg, O. F. (2000): *Ideologie, Konflikt und Führung. Psychoanalyse von Gruppenprozessen und Persönlichkeitsstruktur*. Stuttgart.
- Keupp, H. (1999): *Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne*. Reinbek.
- Klein, M. (1989): *Das Seelenleben des Kleinkindes*. Stuttgart.
- Klüwer, R. (1995): *Studien zur Fokalthherapie*. Frankfurt a. M.
- Krappmann, L. (1998): Die Identitätsproblematik nach Erikson aus einer interaktionistischen Sicht. In: Keupp, H./Höfer, R. (Hg.) *Identitätsarbeit heute: Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung*. Frankfurt a. M., 66-92.
- Lachauer, R. (1992): *Der Fokus in der Psychotherapie*. München.
- Noack, J. (2005): *Erik H. Eriksons Identitätstheorie*. Oberhausen.
- Radebold, H./Radebold, H. (2009) *Älterwerden will gelernt sein*. Stuttgart.
- Rosa, H. (2005): *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*. Frankfurt a. M.
- Schüttauf, K. (2008): Die zwei Gesichter der Scham. *Psyche – Z Psychoanal*, 62, 840-865.
- Sennett, R. (2000): *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*. Berlin.
- Stierlin, H. (1975): *Eltern und Kinder im Prozess der Ablösung*. Frankfurt a. M.
- Tiedemann, F. von (2011): *Das Geheimnis dauerhaften Glücks. Leitsterne für Paare*. Stuttgart.
- Till, W. (2009): Psychoanalytische Aspekte in der Krisenintervention. *Psyche – Z Psychoanal* 63. S. 773-793.
- Thomä, H. (1984): Der Beitrag des Psychoanalytikers zur Übertragung. *Psyche – Z Psychoanal*, 38, 29-62.
- Volkan, V. (1999): *Das Versagen der Diplomatie. Zur Psychoanalyse nationaler, ethnischer und religiöser Konflikte*. Gießen.
- Willi, J. (2012): *Die Zweierbeziehung*. Rowohlt.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Peter Conzen, Burgblick 18, 53177 Bonn,

Elisabeth Rohr

Verstehen und Verstricken – Ethnopsychanalytische Methode und Supervision

Zusammenfassung

Anhand einer persönlichen Erfahrung aus Costa Rica wird eine erste Annäherung an ethnopsychanalytische Verstehensmodi beschrieben, um dann in Anlehnung an Devereux wesentliche Elemente ethnopsychanalytischer Theorie und Praxis zu erläutern. Im Mittelpunkt stehen dabei Devereuxs Ausführungen zur Bedeutung der Gegenübertragung in einem fremdkulturellen Kontext, die ergänzt werden durch Nadigs Konzeption kultureller Übertragung und Gegenübertragung. Auf der Grundlage dieser theoretischen Überlegungen zur Ethnopsychanalyse, wird schließlich ein Fallbeispiel aus einem universitären Supervisionsseminar geschildert, das von den Erfahrungen einer Praktikantin in einem afrikanischen Heim handelt und deutlich kulturelle Gegenübertragungen zum Ausdruck brachte und damit einen Zugang zu unbewussten Dimensionen des Falles eröffnete.

Vorbemerkung

An den Anfang meiner Überlegungen möchte ich eine eher literarische Schilderung eines Erlebnisses stellen, das – so hoffe ich – eine erste, noch vorwissenschaftliche und theoretisch nicht fokussierte Ahnung davon vermittelt, was Ethnopsychanalyse ist und worauf eine ethnopsychanalytische Methode des Verstehens ausgerichtet ist. Erst in den anschließenden Passagen werden dann theoretische Überlegungen und Ausführungen das Thema stärker ausleuchten.

In Costa Rica

Im März dieses Jahres (2012) war ich zu einer Vortragsreise an die Universität von Costa Rica eingeladen. Costa Rica kannte ich noch nicht, aber bereits auf dem Flughafen ließen sich die Unterschiede zu anderen und mir vertrauten lateinamerikanischen Ländern wie Guatemala, Ecuador oder Peru sofort erkennen: Die Menschen waren auffallend hellhäutig, gut gekleidet und gut genährt, so dass sich der in der Literatur beschriebene Eindruck sofort bestätigte: Costa Rica gilt als eines der politisch stabilsten und sichersten Länder Lateinamerikas, ohne chronifizierte Armut und Gewalt und ohne soziale Repression und Polarisierung, die kennzeichnend sind für viele andere Länder des Kontinents (vgl. UN 2007).

Von daher war es auch gefahrlos möglich, alleine am Wochenende an den Pazifik zu fahren. Eine Freundin hatte mir ein kleines, von einer Französin geleitetes Hotel empfohlen, unmittelbar am Pazifik-Strand und abseits von allen Touristenströmen gelegen. Nur zwei Stunden dauerte die Fahrt von San José nach Parrita und zum Playa Palo Seco am nächsten Morgen und dann war ich in einer anderen Welt:

Mit Palmwedeln gedeckte Hütten boten luxuriös ausgestattete Zimmer für einige, wenige Touristen, jedes Zimmer mit eigener Terrasse und Blick auf einen tropisch bewachsenen Garten voller Bougainvilla- und Hibiskussträucher. Am ersten Morgen saß ein kleiner Iguana neben meiner Terrasse und sonnte sich auf einem großen, runden Stein, schaute mich neugierig an und nickte eifrig mit dem Kopf, wenn ich mit ihm sprach, so als würde ihm meine Stimme gefallen. Zwischen den Bananen-, Mango- und Avocado-Bäumen flogen Colibris hin und her, während schwarze Vögel sich am Pool niederließen und laut zirpend ein Bad im kühlen Nass einnahmen. Es war die Idylle pur, ein tropisches Paradies, das zum Träumen und zum Ausruhen einlud.

Diese Idylle dauerte jedoch nur einen Tag und eine Nacht. Denn während der zweiten Nacht wurde ich gegen drei Uhr morgens von einem anhaltend, lauten, krachenden Geräusch aus dem Schlaf gerissen. Das Krachen, begleitet von dumpfen Geräuschen, die meine Hütte erbeben ließen, war sehr nah und draußen knisterte es unmittelbar vor meinem Fenster, Vögel kreischten, Hunde bellten. Ich horchte, in Panik erstarrt, verstört und verängstigt, konnte jedoch in der Dunkelheit weder im Zimmer, noch draußen irgendetwas wahrnehmen. Dieser anhaltend, laute Krach schien gleichzeitig auf dem Dach meiner Hütte und unmittelbar nebenan zu sein, gleich vor meinem Fenster, im Garten, vor der Terrasse. Was geschah da draußen? War da jemand? Was war das, ein Bombeneinschlag? Ein Kanonengeräusch? Schüsse? Trampelten dort gerade Menschen im Garten herum? Meine Gedanken, aus tiefem Schlaf gerissen, rasten wild durch meinen Kopf. Ich dachte kurz daran, im Haupthaus anzurufen, konnte mich aber an die Telefonnummer nicht erinnern. Zitternd stand ich mitten im Zimmer, unfähig einen klaren Gedanken zu fassen. Sollte ich Pass und Geld aus dem Safe nehmen, oder lieber alles dort liegen lassen, oder alles irgendwo verstecken? Aber was war überhaupt der Code des Safes? Ich konnte mich partout nicht mehr daran erinnern. Vielleicht wäre es auch besser angesichts der Gefahr entführt zu werden, sich zumindest anzukleiden? Ich tastete mich blindlings durch das Zimmer. Irgendwann fand ich einige Teile und zog sie mir hastig über, stieß endlich auf meine Brille und überlegte dann, ob ich vielleicht vorsichtig den Vorhang vor dem Fenster wegschieben sollte, um zu schauen, wo die, wahrscheinlich wie ‚subcomandante‘ Marcos¹ maskierten und vermutlich

¹ Subcomandante Marcos ist das Pseudonym eines mexikanischen Revolutionärs und Autors, der über seine Internet-Präsenz globale Aufmerksamkeit erregte. Er bezeichnet sich selbst als das Sprachrohr der EZLN (Zapatistische Armee der Nationalen Befreiung). Über seine wahre Identität gibt es nur Spekulationen. Anlässlich des Inkrafttretens des Freihandelsabkommens zwischen den USA, Mexiko und Kanada am 1. Januar 1994 besetzten Indio-Guerilleros der EZLN fünf mexikanische Bezirkshauptstädte. Als Subcomandante Insurgente Marcos wandte er sich zum ersten Mal an die

schwer bewaffneten Männer schon durch die Bougainvilla geradewegs auf meine Hütte zu stapfen.

Waren es die berüchtigten Maras, jugendkriminelle Banden, aus Honduras oder El Salvador, die uns auf das Brutalste überfallen und verschleppen würden? War die Guerilla in das Hotel eingedrungen, oder kriminelle Drogen-Banden, die kamen, um uns wohlhabende Touristen zu entführen und auszurauben? Bilder voller Gewalt jagten durch meinen Kopf. Was nur war zu tun? Vorsicht war jedenfalls angesagt und so wagte ich kaum durch einen Spalt der Gardine nach draußen in den nachtschwarzen Garten zu schauen. Es war nichts zu sehen, nichts bewegte sich, nur schräg gegenüber auf der Terrasse, stand reglos eine Gestalt und rauchte. Auch die Vögel hatten aufgehört zu schreien und außer einem entfernten Bellen der Hunde war nichts mehr zu hören. Es herrschte absolute Stille, kein Blatt bewegte sich. Mir schien es wie die Stille vor dem Sturm. Nach geraumer Zeit zog ich mich angekleidet ins Bett zurück und entschied abzuwarten.

Nach Stunden des angespannten Wachens kam dann endlich das Licht der Morgensonne und ich machte mich sofort auf ins Restaurant und fragte den Kellner, was denn letzte Nacht passiert sei. Da sei doch ein so enormer Krach gewesen. Er schaute mich leicht verwundert an, nein, er hatte nichts gehört, aber gerne fragt er in der Küche nach. Die anderen Gäste hatten meine Frage gehört und schauten leicht verunsichert in meine Richtung. Doch niemand äußerte sich. Der Kellner kam zurück, nein, niemand hatte etwas gehört oder gesehen. Ja, diese Latinos, dachte ich, die schlafen selbst bei einem Bombenangriff durch.

Verunsichert machte ich mich auf den Weg zurück zu meiner Hütte. Hatte ich das vielleicht alles nur geträumt? War das alles bloße Fantasie gewesen? Ich begann an meiner Wahrnehmung zu zweifeln! Gedankenverloren setzte ich mich auf meine Terrasse und schaute nach dem kleinen Iguana, der mir am ersten Morgen Gesellschaft geleistet hatte. Doch seltsam, da war kein Iguana und stattdessen, sehr viel an großen, grünen breitgefächerten Blättern, die mir zuvor noch gar nicht aufgefallen waren. Hatte ich gestern gar nicht richtig hingeschaut? All diese Pflanzen und Blätter waren doch gestern Nachmittag noch gar nicht da gewesen? Voller Verwunderung stand ich auf, ging um meine Terrasse herum und stand plötzlich vor einer undurchdringlichen Wand voller grüner Blätter und Zweige, die sich seitlich neben dem Fenster meiner Hütte türmten. Darunter war der Boden förmlich übersät mit riesigen Mengen kleiner und großer, goldgelb leuchtender Mangos. Mitten drin stand ein hoher, mächtiger Baum und ich musste meinen Kopf in den Nacken legen, um die Krone in den Blick zu nehmen und dann sah ich es: Ein riesiger Ast war, unter der Last seiner Früchte, donnernd auf das Dach meiner Hütte gekracht. Ein zersplitterter und der Länge nach aufgerissener Stumpf ragte am Stamm wie

Medien. In ironischen, mit spanischsprachiger oder französischer Lyrik durchsetzten Artikeln verbindet sich die Verteidigung der Maya-Kultur, der Kampf um die mexikanischen Bürgerrechte und radikale postsozialistische Kritik der neoliberalen Globalisierung (vgl. Klein 2002).

eine offene Wunde in den Himmel. Darüber, im tief dunklen Grün der Blätter, hingen unzählige kleine grüne und größere, goldgelbe Mangos.

Das Geheimnis war gelöst. Was aber hat dieses Erlebnis mit Ethnopschoanalyse zu tun? Dazu zunächst eine kurze psychoanalytische Betrachtung, um dann anschließend die Besonderheit des ethnopschoanalytischen Ansatzes herauszuarbeiten.

Psychoanalytische Aspekte

Aus psychoanalytischer Perspektive betrachtet fällt als erstes die Angst auf, die alles überschattete und die mit vielfältigen Symptomen von Regression verbunden war: Da war Lähmung, Hilflosigkeit, Ohnmacht und Orientierungslosigkeit spürbar, wobei Angst und Regression offensichtlich zu einer Beeinträchtigung von Ich-Funktionen geführt hatten. Nach Hartmann (1975) betraf dies besonders kognitive Funktionen: Die Fähigkeit zum klaren Denken, zur Erinnerung, zur Konzentrationsfähigkeit und die Funktionen des rationalen Gedächtnisses. So konnte ich mich weder an den Code des Safes, noch an eine Telefonnummer erinnern. Auch die Funktion der Wahrnehmung, des Urteilens, des Beurteilens, der Realitätsprüfung und der Aufrechterhaltung der Realitätswahrnehmung waren kurzzeitig gestört. Doch die assoziativen Bilder, die relativ schnell auftauchten und die mein Denken und meine Wahrnehmung neu strukturierten, also die Bilder des ‚subcomandante‘ Marcos, der Guerilla, der Maras lassen sich psychoanalytisch betrachtet bereits als eine Form der Verarbeitung von überwältigender Angst und damit verbundener Regression begreifen. Die Lähmung des Denkens war damit aufgehoben, wenn auch rationale und kognitive Prozesse noch beeinträchtigt waren, so strukturierten assoziative Bilder doch die Wahrnehmung wieder. Dadurch war die Angst nicht mehr frei flotierend, sondern ansatzweise gebändigt, denn die Bilder, die sowohl Angst, wie Gewalt und Schrecken versinnbildlichten, lieferten Figuren, auch einen Rahmen und damit eine Orientierung, an dem Denkvorgänge sich entfalten konnten.

Diese Erläuterungen ließen sich natürlich noch weiter psychoanalytisch ausführen und theoretisch entschlüsseln, aber aus naheliegenden Gründen lasse ich es hiermit bewenden. Diese kurze Analyse sollte ja auch nur illustrativ vorführen, wie eine psychoanalytische Perspektive der theoretischen Aufklärung aussehen könnte, die sich von einer ethnopschoanalytischen Vorgehensweise stark unterscheidet.

Das ethnopschoanalytische Vorgehen

Zu Recht könnte man ja nun fragen und was helfen mir all diese theoretischen Hinweise beim Versuch diese Erfahrung zu verstehen? In der Tat, ist diese theoriegestützte, intra-psychische und auf ein Subjekt bezogene psychoanalytische Erklärung wenig hilfreich, wenn es darum geht, diese Erfahrung in ihrem kultur-spezifischen Kontext verstehen zu wollen. Denn dazu braucht man die Ethnopschoanalyse. Sie negiert diese intra-psychisch orientierten Erklärungen nicht, stützt sich sogar teil-

weise auf diese Erkenntnisse, sucht aber darüber hinaus einen anderen Weg und auch einen anderen Zugang zum Material.

Die Ethnopschoanalyse nimmt dabei grundsätzlich eine andere Perspektive ein und fragt: Was sind in diesem Fallbeispiel kulturelle Übertragungen, kulturelle Gegenübertragungen und kulturell geformte Projektionen? Sie fokussiert also zunächst nicht die intra-psychischen Prozesse, auch nicht alleine und ausschließlich das Individuum, sondern nimmt den kulturellen Kontext in den Blick und zwar vor allem die Bilder, die sich im Kontakt und in der Begegnung, also in der Interaktion und Kommunikation mit dem, was fremd ist, aufdrängen (Rohr 1993). In diesem Fall also die Vorstellung von der Guerilla oder das Bild von kriminellen Drogenbanden, die es darauf abgesehen haben, wohlhabende Touristen zu entführen und auszurauben. Oder das Bild von den berüchtigten Maras, jugendkriminellen Banden, aus Honduras oder El Salvador, die ihre Opfer auf das Brutalste überfallen, verschleppen und erpressen.

Diese Bilder verraten viel über die in der Begegnung mit dem Fremden mit-schwingenden und sie prägenden unbewussten Affekte. Damit vermag die Ethnopschoanalyse unbewusste Reaktionen auf die fremde Kultur zu erkennen, auch unbewusste Fantasien und Ängste, die viel aussagen über die unbewussten Bilder, die von der fremden Umgebung ausgelöst werden und die das Verhältnis und die Beziehungen in der Fremde entscheidend mit gestalten (vgl. Nadig 2000).

In dem Fallbeispiel wird z. B. deutlich, wie sehr rationale Vorstellungen über eine fremde Kultur in Widerspruch geraten können zu verinnerlichten, unbewussten Bildern, die jedoch sehr mit spezifischen und in diesem Fall beängstigenden Imagines der fremden Kultur zusammenhängen: Obwohl Costa Rica in Studien (vgl. UN 2007) und auch von den Costa Ricanern selbst als sicheres, als politisch stabiles und relativ wohlhabendes Land portraitiert wird und sich mir dieser Eindruck schon auf dem Flughafen aufdrängte, sind meine unbewussten Fantasien bevölkert von Gewalt, Entführungsszenarien, Raub und Mord. Sie kommen jedoch erst zum Tragen in einer Situation, in der die Regression die Barrieren der Rationalität eingerissen hat. D.h. unterhalb der rationalen Einsicht, dass Costa Rica ein politisch stabiles und sicheres Land ist, tauchen unbewusste und ganz und gar erschreckende Bilder auf: Unter der tropischen und verführerisch farbenprächtigen Pflanzenwelt lauern offensichtlich unbekannte Gefahren. Sie sind ein Abbild dessen, womit Lateinamerika immer wieder identifiziert wird. Meine Fantasien über Entführungen, ‚subcomandante‘ Marcos, Guerilla, Maras und Drogen-Mafia sind ein Kaleidoskop der destruktiven, explosiv gewalttätigen Seite Lateinamerikas, die kein Land des Kontinents verschont, auch Costa Rica nicht, wenn auch weitaus weniger als die Nachbarländer im Norden. In dieser angstbesetzten Situation um drei Uhr morgens brach diese andere und zeitweise verdrängte Realität in mein luxuriöses Zimmer ein. Sie machte auch mir deutlich, dieser anderen, gewalttätigen Realität kann ich in Lateinamerika nirgends entgehen. Sie ist immer vorhanden, angefangen von der Geschichte der kolonialspanischen Eroberung, über die Ausbeutungsstrategien der

multinationalen Agrarkonzerne bis hin zur Gegenwart. So ist es kein Zufall, dass in Costa Rica kaum indianisch-stämmige Bewohner auf den Straßen zu sehen sind, sie wurden fast alle, bis auf einige wenige Völker im Norden und im Süden des Landes, ausgerottet. Zugleich wird immer deutlicher, dass die multinationalen Agrarkonzerne Costa Rica in eine geradezu überwältigende Abhängigkeit von den USA gebracht haben, während gegenwärtig regelrechte Kriege in Zentralamerika um die Oberhoheit im Drogenhandel immer stärker über die Grenzen des Landes schwapen und auch in Costa Rica mafiöse Strukturen entstehen lassen (vgl. UN 2007).

Ethnopschoanalytisch würde man diese Bilder, die sich mir aufdrängten als kulturelle Übertragung und Projektion bezeichnen, als unbewusste Fantasien, die aber eine Wirklichkeit widerspiegeln, die in vielerlei Hinsicht das Leben in Lateinamerika prägt. Allerdings handelt es sich hier um eine oft verleugnete, verdrängte und oft auch ignorierte Realität, die im Kontrast steht zu der nach außen hin gezeigten Lebenslust und Lebensfreude der Latinos. Mit dieser vielfach unterdrückten lateinamerikanischen Realität bin ich in dieser Situation in Berührung gekommen und habe erlebt und gespürt, wie es sich anfühlt, so unbeschützt, so ausgeliefert und letztlich so allein zu sein.

Nun könnte man in Annäherung an George Devereux (1976), den Begründer der Ethnopschoanalyse, vielleicht noch einen Schritt weitergehen und überlegen, ob sich die zuvor geschilderten Bilder nicht auch als Ausdruck kultureller Gegenübertragungen verstehen ließen. Dazu noch ein weiterer ethnopschoanalytischer Versuch des Verstehens.

Im Hotel war ich eine von mehreren weißen Europäerinnen und Amerikanerinnen, die wie alle anderen Gäste auch in den Augen der Costa Ricaner natürlich sehr reich und wohlhabend waren. Welche Fantasien dies auslöste, war mir auf der Fahrt mit dem Taxi szenisch vor Augen geführt worden: Der Taxifahrer ließ mich auf halber Strecke wissen, dass er noch nicht gefrühstückt habe und nun einen geradezu unbändigen Hunger verspürte, so dass wir augenblicklich nach einem Restaurant Aussicht hielten, alsbald auch fündig wurden und dort eine Rast einlegten. Es gab keine Zweifel daran, wer die Rechnung zu zahlen hatte, sprach er doch so ausgiebig davon, wie früh er hatte wegen mir aufstehen müssen und dann noch nicht einmal Zeit fand, um zu frühstücken. Bei der Ankunft im Hotel ließ er sich erschöpft an der Bar nieder und murmelte wie zum Abschied, nur einen einzigen Satz, nämlich dass er sich hier ja noch nicht einmal ein Bier leisten könnte. Dieser Satz begleitete mich wie ein böser Schatten während meines Aufenthaltes und machte mir Dimensionen einer bislang eher ignorierten kulturellen Übertragung deutlich, auf die ich nun mit Schuldgefühlen reagierte. Aus diesem Satz wuchsen metaphorisch gesprochen, Schlangen mit tausend Köpfen: Ich spürte Neid, Gier und große Bedürftigkeit und wurde mir der kulturellen Übertragungen auf mich als weiße, reiche Europäerin gewahr, die nun, unwillentlich, die Erbfolge der Kolonisatoren und Imperialisten angetreten hatte.

Auf diese kulturellen Projektionen reagierte ich mit kulturellen Gegenübertragungen: Ich erinnerte mich plötzlich auf der Fahrt entlang des Strandes viele ärmliche Hütten von Fischern und ihren Familien gesehen zu haben und Kinder, die weder gut gekleidet, noch wohl genährt waren. In ihnen Opfer der Ausbeutung zu sehen, verbunden mit der Fantasie, dass sie sich mit Gewalt das aneignen könnten, was ihnen reiche Europäer und Amerikaner gestohlen hatten, war eine relativ nahe liegende Projektion. Von daher waren die Fantasien, die dann in besagter Nacht als kulturelle Gegenübertragungen auftauchten, latent vorher schon vorhanden gewesen, nur nicht ausformuliert und konkretisiert.

Maya Nadig (1986) hat in ihrer Feldforschung in Mexiko sehr treffend diese Prozesse und Zusammenhänge beschrieben und sehr ähnliche Erfahrungen geschildert. Sie schreibt: „Immer dann, wenn ich wütend oder verächtlich über die Daxhoaner (indianisches Volk, E.R.) nachzudenken begann, merkte ich, dass ich mich wieder in einer eigenen Projektion verfangen hatte. Wenn ich in ihnen die Opfer aller möglichen böartigen Systeme sah, nahm ich nur noch Elend und Zerstörung wahr und fühlte mich als Angehörige dieser Systeme schuldig. Diese Schuldhaftigkeit wurde so bedrückend, dass mit Abwehr reagiert werden musste: Wut, Entwertung, Verachtung. Wenn ich den Mechanismus verstand, konnte ich wieder die Realität und die Menschen selber sehen, ihre Freuden und Genüsse, ihre Eigenständigkeit“ (Nadig 1986, S. 44).

Was also in einer ethnopschoanalytischen Beziehung nicht geschieht, ist die Beziehung und damit die Übertragung in den Rahmen eines familialen Kontextes einzubetten. Es geht also nicht um Vater, Mutter, Kinder und die entsprechenden Übertragungen, sondern um historisch erfahrene und kulturell geprägte Umgangsformen, z. B. zwischen Weißen und Mestizen, oder in Deutschland zwischen Migranten und sog. „Wurzeldeutschen“ – so bezeichnen Russlanddeutsche die autochthonen Deutschen (Schmidt-Bernhardt 2008) – oder um in der Sprache der Ethnologie zu bleiben, um allochthone und autochthone Bewohner. Dabei produziert die Tatsache als wohlhabende Weiße in einem weitaus ärmeren lateinamerikanischen Land zu sein, massive Schuldgefühle, mit denen auch Nadig (1986, S. 23), wie sie schrieb, zu kämpfen hatte. Sie bezahlte schließlich die Medikamente für einen kranken Jungen im Dorf, ich gab dem Taxifahrer nach der Rückfahrt ein fürstliches Trinkgeld. Nadig (1986) betont allerdings immer wieder, dass nur die Reflektion kultureller Übertragungen und Gegenübertragungen Licht ins Dunkel bringen kann und Realitäten, d. h. Projektionen offen legt, die ansonsten unerkannt bleiben. „In den projizierten Bildern und Rollen symbolisieren und verdichten sich konkrete Erfahrungen, konfliktive historische und aktuelle Widersprüche, die auf die teilweise verdrängen, teilweise unlösbaren Konflikte der Gemeinde oder einer Familie hinweisen“ (Nadig 1986, S. 45). Die Reflexion dieser Erfahrungen ist deshalb unabdingbar und ein Prozess, der Beziehung stiftet und über die Analyse von Störungen in der Beziehung zu einem Verstehen der fremden Kultur und der in ih-

nen erfahrbaren unbewussten Emotionen beiträgt. Soweit also erste Gedanken zur Ethnopschoanalyse.

Zum Selbstverständnis der Ethnopschoanalyse

Die Ethnopschoanalyse ist eine wissenschaftliche Disziplin, die ursprünglich versuchte, psychoanalytische Erkenntnisse in fremden Kulturen, also vor allem in der ethnologischen Forschung anzuwenden. Es ging dabei u.a. um die Frage, ob die psychoanalytische Theorie auch Menschen fremder, d. h. vor allem außereuropäischer Kulturen verstehen und mit ihrem Instrumentarium, das ja im Wien des 20. Jahrhunderts erfunden worden war, die psychische Struktur z. B. von Afrikanern adäquat erschließen könnte (vgl. Reichmayr 1995).

Als Begründer der Ethnopschoanalyse gilt der ursprünglich aus Ungarn stammende, aber später in den USA und zuletzt in Frankreich lebende Georges Devereux (1976), der durch seine Studien bei den nordamerikanischen Mohave und später auch in Vietnam eine neue Disziplin schuf und Psychoanalyse und Ethnologie in einen bis dahin unbekanntem Dialog brachte. Im deutschsprachigen Raum waren es dann vor allem die Studien der Schweizer Psychoanalytiker Paul Parin, Fritz Morgenthaler und Goldy Parin-Mathey „Die Weißen denken zuviel“ (1963) und „Fürchte Deinen Nächsten wie Dich selbst“ (1971), die die Ethnopschoanalyse bekannt machten und viel an Interesse für diese neue wissenschaftliche Forschungsrichtung weckten. In ihrer Tradition forschten dann auch Mario Erdheim (1982, 1988), Maya Nadig (1986), Florence Weiss (1991) Hans Bosse (1994) und Elisabeth Rohr (1993, 2011, 2012a, b), die mit ihren Studien über Mexiko, Papua-Neu-Guinea, Ecuador und Guatemala die Ethnopschoanalyse auch in die Universitäten hineintrugen. (vgl. Reichmayr 1995).

Heute ist die Ethnopschoanalyse aus den Universitäten fast wieder verschwunden, findet aber in der therapeutischen und sozialtherapeutischen Praxis vermehrt Anwendung. So vor allem in der Arbeit mit asylsuchenden Flüchtlingen und in der Beratung, Supervision und Therapie von Migranten (Nathan 1986, Gbeassor u.a. 1999, Kohte-Meyer 2000, Saller 2003).

Kern der ethnopschoanalytischen Arbeit ist nach Devereux (1976, S. 17) die Gegenübertragung, da „die Analyse der Gegenübertragung, wissenschaftlich gesehen, mehr Daten über die Natur des Menschen erbringt“ als die Übertragung. Er sagt, dass dies deshalb gültig ist, „weil man eine aus der Übertragung ableitbare Information gewöhnlich auch noch auf anderen Wegen gewinnen kann, während das für die Information, die aus der Analyse der Gegenübertragung hervorgegangen ist, nicht zutrifft“ (Devereux 1976, S. 17).

Er behauptet in der Folge sogar, dass die bloße Existenz des Beobachters (wir können hier auch Supervisor oder Supervisorin einsetzen), wie auch die Beobachtungstätigkeit (oder die supervisorische Tätigkeit) Verzerrungen und Störungen hervorbringen, die sich sowohl technisch als auch logisch unmöglich ausschließen

lassen und deshalb „als die signifikantesten und charakteristischsten Daten (...) zu behandeln sind“ und sich die aller Beobachtung inhärente Subjektivität als (...) Königsweg zu einer (...) authentischen (...) Objektivität dienstbar machen“ lässt (Devereux 1976, S.18).

D. h. Verzerrungen, Störungen, Irritationen sind deshalb nicht nur in der ethnopschoanalytischen Feldforschung, sondern auch in der therapeutischen wie in der supervisorischen Arbeit weder zu ignorieren, noch gering zu schätzen. Sie sind nach Devereux sogar der Königsweg zum Verstehen unbewusster Zusammenhänge, die sich im Beziehungsgeschehen etwa als ärgerliche, beunruhigende, zornregende oder aggressiv gefärbte Impulse niederschlagen. Dazu hat er ein eindringliches Beispiel geliefert:

„Eine Hausfrau aus Nebraska sagt zu ihrem Mann: ‚Wenn einer von uns stirbt, ziehe ich nach Los Angeles‘.“ (Devereux 1976, S. 339).

Devereux erläutert nun ausführlich, wie die aus dieser Aussage resultierende Irritation ethnopschoanalytisch (bzw. therapeutisch oder supervisorisch) nutzbar gemacht und wie über die Analyse der Störung oder der Irritation ein Zugang zum unbewussten Gehalt dieser Aussage gefunden werden kann. Obwohl das Zitat lang ist, möchte ich es in seiner ganzen Länge wiedergeben, weil es so eindringlich deutlich macht, was eine Gegenübertragungsanalyse, ganz gleich ob in der ethnopschoanalytischen Feldforschung, in der Therapie oder in der Supervision zu Tage fördern kann.

Devereux schreibt: Der Ehemann „könnte auf diese Bemerkung reagieren, indem er sie (d. h. seine Frau, E.R.) einfach auf die Unlogik ihrer Behauptung hinweisen würde: dieser ‚eine von uns‘, der stirbt, könnte ja auch die Frau selbst sein. In diesem Fall reagiert der Mann nur auf den manifesten Inhalt und die Form, die die Frau ihrem Gedanken verliehen hat. Er lässt es nicht zu, dass ihre implizite Botschaft: ‚Ich wünschte, Du wärest tot, so dass ich nach Los Angeles ziehen könnte‘, sein Unbewusstes erreicht und dort Widerhall findet. Er nimmt ihre Aussage auf der Ebene des Bewusstseins wahr (...), bearbeitet sie dort und wirft sie ihr in Form einer logischen Analyse wieder zu. Ein Großteil der Verhaltenspsychiatrie funktioniert auf diese Weise. Hätte er jedoch zugelassen, dass ihre implizite (unbewusste) Botschaft sein Unbewusstes erreicht hätte, würde er Ärger empfinden und möglicherweise nicht wissen, weshalb. An diesem Punkt könnte er sich entschließen, seinem Ärger auf den Grund zu gehen. Seine erste Hypothese könnte sein: ‚Mein Ärger ist durch das verursacht worden, was meine Frau eben zu mir gesagt hat‘. Als nächstes könnte er fragen: ‚Weshalb sollte ich mich über solch eine alberne Fehlleistung ärgern?‘ Seine Antwort könnte lauten: ‚Weil ihre Fehlleistung ungewollt offenbart hat, dass sie meinen Tod wünscht. Ein unbewusster Todeswunsch ist potentiell gefährlicher. Da sie sich seiner nicht bewusst ist, kann sie ihn nicht kontrollieren; sie könnte deshalb ‚zufällig‘ aus dem Fenster des zweiten Stocks einen Blumentopf auf mich fallen lassen und mich auf diese Weise töten. Ein bewusster

Todeswunsch wäre weniger gefährlich; sie würde ihn kontrollieren können weil sie sich darüber im Klaren sein muss, dass sie auf den elektrischen Stuhl kommen könnte, wenn sie mich ermorden würde. Ich täte besser daran, sie auf ihren Todeswunsch aufmerksam zu machen, um sie in die Lage zu versetzen, ihn zu kontrollieren'. Bei diesem Beispiel begann der Mann nicht mit einer Analyse der Fehlleistung seiner Frau, sondern mit einer Analyse seines eigenen Ärgers. Genau genommen gewann er gerade durch die Analyse seines eigenen Ärgers Einsicht in die Feindseligkeit seiner Frau. So ist es die Analyse seines Ärgers – den er auf die Fehlleistung seiner Frau bezieht –, die er ihr dann als Analyse ihrer Fehlleistung mitteilt. Es ist die Analyse seines Unbewussten, die er ihr als die Analyse ihres Unbewussten präsentiert, indem er unter anderem betont, dass ihre Feindseligkeit unbewusst ist, da sie nicht in der Form einer direkten Aussage zum Ausdruck kam, sondern in Form einer verschleierte anzüglichen und unfreiwilligen Fehlleistung (Selbstverrat)“ (Devereux 1976, S. 339-340).

Ethnopschoanalytisches Verstehen strebt also danach, den Wiederhall, das Echo der Äußerungen des Gegenübers im Unbewussten des Forschers/der Forscherin (bzw. der Therapeutin, des Therapeuten oder der Supervisorin oder des Supervisors) aufzugreifen und zu reflektieren.

Für unsere supervisorische Arbeit ist es also wichtig, auf Irritationen zu achten und jede noch so kleine Störung, sei es in den Aussagen, im Verhalten oder in Auslassungen, ernst zu nehmen und als wichtigen Hinweis auf ein unbewusstes Anliegen, das nach Mitteilung sucht, aufzugreifen.

Auch Freud (GW X) hatte schon in seinen Ausführungen über den „Moses des Michelangelo“ darauf aufmerksam gemacht, dass es gerade die gering geschätzten Randphänomene sind, also nicht so sehr die Inhalte der Aussagen, sondern die unbedeutend erscheinenden Details, Auslassungen oder Fehlleistungen, die oftmals einen Zugang zum Unbewussten eröffnen. Er sprach in diesem Zusammenhang über die Bedeutung des „Abhubs“, als er sich über die detektivische Arbeit Morellis zur Identifizierung von Kunstwerken äußerte: „Ich glaube, sein Verfahren ist mit der Technik der ärztlichen Psychoanalyse verwandt. Auch diese ist gewöhnt, aus gering geschätzten oder nicht beachteten Zügen, aus dem Abhub – dem ‚refuse‘ – der Beobachtung, Geheimes und Verborgenes zu erraten“ (Freud GW X).

So war nach einer zweistündigen Fahrt und einer entsprechend angeregten Unterhaltung mit dem Taxifahrer in dem oben aufgeführten Fallbeispiel der letzte Satz, „hier kann ich mir noch nicht einmal ein Bier leisten“ entscheidend, um eine in dem zweistündigen Gespräch latent gebliebene Feindseligkeit in Form einer kulturellen Übertragung zum Ausdruck zu bringen. Es geht also in der Ethnopschoanalyse, ebenso wie in Therapie und Supervision immer darum, der Verführung zu widerstehen in einem möglichst konzentrierten Zuhören zu versuchen, alles zu hören, den Gesamtkontext zu memorieren und sich auf die Inhalte zu konzentrieren. Auf diese Art bleibt die Aufmerksamkeit an den manifesten Inhalten hängen, statt durch selektives, frei schwebendes Zuhören emotionale Auffälligkeiten zu bemer-

ken. In Freuds Beispiel aus dem „Moses des Michelangelo“ ist es z. B. die Stellung eines Fingers, die Freud schließlich auf die richtige Fährte bringt und eine inhaltlich überzeugende Deutung erzeugt. Dies ist jedoch oft ein mühsamer und langsamer, auch anhaltend langer Prozess, der viel Geduld braucht. Auch Freud (GW, X) braucht immerhin knapp 30 Seiten, um sein detektivisches Entziffern der Skulptur zu schildern.

In Freuds Zitat erscheint mir übrigens das englische Wort „refuse“ fast noch bezeichnender als das deutsche Wort „Abhub“, beinhaltet „refuse“ ja nicht nur die Bedeutung von „Müll“ und „Abfall“, sondern auch, dass etwas zurückgewiesen und verweigert wurde, bzw. sich einer klaren Formulierung oder Artikulation entzieht. Die unbewusste Bedeutung erschließt sich eben nicht auf den ersten Blick, sondern erst in einem langen Prozess und dieser Prozess lässt sich nicht durch eine spontane Deutung aufschließen, es bedarf gründlicher Beziehungsarbeit, dann eröffnet sich vielleicht und auch nicht immer ein Zugang zum Unbewussten. Das gilt auch für die Supervision, deshalb erschließen sich in langen Prozessen andere Inhalte als in kurzen und deshalb muss hier technisch anders gearbeitet werden als in lang andauernden Supervisionsprozessen (vgl. Möller 2001).

Ein kurzes Beispiel dazu:

In einer schon länger andauernden Einzelsupervision begann ich zunehmend negative Gegenübertragungsgefühle zu entwickeln. Ich bemerkte, dass sich vor jedem neuen Termin Gedanken einschlichen, die ich schließlich klar formulieren konnte. Vielleicht würde die Supervisandin nicht kommen, vielleicht hatte sie den Zug verpasst, den Termin vergessen oder musste ihn wegen anderweitiger Verpflichtungen absagen. Diese Gedanken waren mir ganz und gar peinlich und ich versuchte, sie so schnell wie möglich zu verscheuchen. Denn deutlich war auch, dass die Supervisandin immer kam, zu allen vereinbarten Terminen, nie sagte sie einen Termin ab, nie hatte der Zug Verspätung und obwohl sie von außerhalb kam, gelang es ihr in den zwei Jahren unserer gemeinsamen Arbeit, immer pünktlich zu erscheinen. Das irritierte mich nachhaltig, stimmte ihre Zuverlässigkeit und Verbindlichkeit doch so gar nicht mit meiner negativ getönten Gegenübertragung überein. Diese Diskrepanz war immer spürbar, blieb mir jedoch ein Rätsel. Gegen Ende einer zwei-jährigen und durchaus guten Zusammenarbeit kam sie schließlich eines Tages, setzte sich, sah mir mit festem Blick in die Augen und sagte: „Sie sind die erste Frau, die meine Aggression ausgehalten hat.“

In meiner Gegenübertragung war diese Aggression deutlich spürbar, ich vermochte sie jedoch nicht als einen Ausdruck und als ein Abbild ihrer Aggression zu verstehen. Denn alle üblichen Anzeichen, wie zu spät kommen, Termine absagen, etc., tauchten ja nicht auf. Für einen supervisorischen Prozess war ihre Aussage auf jeden Fall eine gute Lösung, denn schließlich hatte sie dieses ‚timing‘ bestimmt und so konnte sie sich als Akteurin der Situation erleben. Ich selbst hatte nur die Aufgabe, diese Diskrepanz und damit auch ihre Aggression in der Bezie-

hung auszuhalten und die Beziehung zu halten. Das könnte man auch mit „containment“ (Bion 1963) umschreiben, d. h. es ging darum, der Supervisorin einen äußeren wie inneren Raum zur Verfügung zu stellen, in dem negative Affekte erlaubt sind und weder Tadel, noch Bestrafung gefürchtet werden muss. Dieses Vertrauen aber braucht Zeit und so war diese Erfahrung eng verbunden mit einem lang andauernden Supervisionsprozess, der eine langsame und behutsame Entfaltung dieser Einsichten erlaubte.

Diese supervisorische Erfahrung würde nun eher mit dem Wort ‚refuse‘ in Verbindung zu bringen sein, statt mit dem Begriff ‚Abhub‘. Schließlich handelte es sich um das emotional noch nicht akzeptierbare Gefühl der Aggression, das lange zurückgehalten werden musste, bevor es zum Ausdruck gelangen durfte. Sowohl der Abhub wie auch der ‚refuse‘ sind jedoch meiner Ansicht nach oft mit Scham verbunden und deshalb brauchte es vermutlich eine zweijährige, gute und vertrauensvolle Zusammenarbeit, bis die Aggression ins Bewusstsein und in Sprache überführt werden konnte. Dies gilt umso mehr, wenn es sich um eine fremdkulturelle Situation handelt.

So ist in fast allen ethnopschoanalytischen Studien immer wieder von Scham die Rede, da man in der Fremde nicht nur besonders leicht alle möglichen kulturellen Codes verletzt, sondern weil das Fremde auch viel an Regression erzwingt (vgl. Nadig, 1986, Bosse 1994). Devereux (1976) sagt dazu sinngemäß: Jede Begegnung mit einer fremden Kultur ist eine Begegnung mit den unbewussten kulturellen Tabus der eigenen Gesellschaft. Ich würde hinzufügen: Jede Begegnung mit einer fremden Kultur bedeutet auch für das Individuum eine Begegnung mit den eigenen unbewussten Tabus der eigenen Persönlichkeit. Oft fällt dies zusammen. Dazu noch ein letztes Fallbeispiel.

Eine Praktikantin in Afrika

In einem Seminar an der Universität zum Thema „Supervision“ erzählte eine Studentin, dass sie ein Praktikum in Afrika absolviert hatte und wie es erforderlich war, dazu auch einen Bericht geschrieben und abgeliefert hatte. (siehe ausführlich: Rohr 2012a) Das war zwar schon zwei Jahre her und der Bericht war auch gut bewertet worden, aber, so fügte sie hinzu, es gab etwas, was sie nicht in den Bericht aufgenommen hatte und dies quäle sie nun schon zwei Jahre lang und sie könne es nicht vergessen. Die Neugier war geweckt. Was hatte sie ausgelassen und nicht gewagt, in diesen offiziellen Praktikumsbericht aufzunehmen?

Es ging um eine Szene in einem afrikanischen Kinderheim, in dem diese Studierende und eine weitere holländische Studierende als Praktikantinnen arbeiteten. Sie sah eines Tages, wie eine der einheimischen Nonnen ein etwa 12-jähriges Mädchen brutal mit einem Stock schlug. Das Mädchen gab keinen Laut von sich, weinte nicht und wehrte sich auch nicht. Dies schien die Nonne zu immer härteren Schlägen zu provozieren. Die Praktikantin, die in Sichtweise dieser Prügelzene

stand, fühlte sich so ohnmächtig und hilflos, dass sie vollkommen erstarrte und nicht in der Lage war zu intervenieren. Als sie die Szene nun im Supervisions-Seminar während der Falldarstellung schilderte, begann sie bitterlich zu weinen. Die übrigen Studierenden erstarrten in ihren Stühlen und schienen zutiefst peinlich berührt. Nachdem ich darauf hingewiesen hatte, dass es in einem universitären Raum schwer fällt, Gefühle zu zeigen, wo es doch ansonsten um intellektuelle Leistungen geht, löste sich die Spannung spürbar und wir konnten behutsam und zögerlich zunächst beginnen, über die Szene nachzudenken und zu reflektieren. Deutlich wurde schließlich, dass die Praktikantin sich unendlich schuldig fühlte, das Mädchen nicht vor den Schlägen der Nonne beschützt und nicht eingegriffen zu haben. Diese Schuldgefühle trug sie immer noch mit sich und sie verhinderten, dass sie innerlich mit ihrem Erlebnis in Afrika abschließen konnte.

In unserer anschließenden Besprechung wurde deutlich, dass sie sich damals, in dieser Situation im Kinderheim, gelähmt und überwältigt fühlte und zwar vor allem von einem Gedanken: Wie hätte sie, so fragte sie uns nun, als weiße Europäerin eingreifen können, ohne dass die Nonne dies als koloniale und imperialistische Anmaßung empfunden hätte, als eine koloniale Herrschaftsattitüde einer weißen Frau, die nun auch noch meint, afrikanische Erziehungsmaßnahmen kritisieren zu können, und ihr, der schwarzen Nonne, nun auch noch Autorität und vor allem Autonomie raubt. Darüber hinaus fürchtete sie, den Praktikumsplatz zu verlieren, und so schwieg sie. Das Schweigen aber war ihre Schuld, so formulierte sie nun.

Hier hätte es sich angeboten, noch nach weiteren Zusammenhängen zu suchen, die auf ein eventuell unbewusstes persönliches Anliegen schließen und sich mit dem Schweigen der Deutschen während des Nationalsozialismus in Verbindung bringen lassen. Aber das ließ sich im Rahmen eines universitären Seminars nicht ansprechen und im Rahmen supervisorischer Arbeit wäre das auch nur bedingt möglich gewesen.

In ihrem offiziellen Bericht behandelte diese junge Studentin diese zentrale Szene jedenfalls wie „refuse“ und verschwieg dieses Erlebnis. Sie verschwieg es, weil sie sich so sehr schämte, nicht eingegriffen und geschwiegen zu haben. Dabei war sie bis nach Afrika gereist, nicht zuletzt auch deshalb, um zu zeigen, dass Weiße nicht nur als Ausbeuter und Kolonisatoren kommen, sondern auch bereit sind, etwas zu geben und zu schenken. Nun aber hatte sie das Gefühl, kläglich versagt zu haben.

Wir arbeiteten schließlich heraus, dass sie als Praktikantin in der Szene so erstarrt war wie das afrikanische Mädchen auch, also hoch identifiziert war mit ihr, nun aber die Trauer spüren und auch die Tränen zeigen konnte, die das Mädchen damals unterdrücken musste, um der Nonne nicht auch noch den Triumph des Erfolgs zu gönnen. Mit den Tränen und dem Verstehen aber kam die emotionale Erlösung. Sie hatte voller Schuldgefühle die Tränen dieses Mädchens zwei Jahre in sich aufbewahrt als eine unbewusste Form der Wiedergutmachung, nun aber konnte sie sie trocknen (vgl. Rohr 2012a).

Verstehen in der Supervision gelang, als wir die kulturellen Übertragungen und Gegenübertragungen – die kolonialen Verstrickungen in der Fantasie – in den Blick nahmen und deutlich wurde, wie mächtig diese Fantasien waren und wie sehr sie das Handeln bestimmten und zwar trotz gegenteiliger, rationaler Intention. Wichtig war dabei, nicht biografisch zu arbeiten, wohl wissend, dass es hier mit Sicherheit persönliche Gründe für das Praktikum in Afrika gab. Dies hätte den Rahmen einer Supervision gesprengt, da das zum Ausdruck gebrachte Material im supervisorischen Kontext nicht hätte bearbeitet werden können.

So hat die ethnopsychoanalytische Perspektive ein Verstehen ermöglicht, das weit über die subjektive Bedeutung der Szene kulturelle Dimensionen erschlossen hat, die in diesem Fall den kulturellen Kontext als wesentliche Quelle des Unbewussten erscheinen ließen. Ohne eine ethnopsychoanalytische Entzifferung aber wären die kulturell-unbewussten Bedeutungen, die das Drama dieser Szene ausmachten, nicht ans Tageslicht gelangt.

Literatur

- Bion, W. R. (1963): *Elements of psycho-analysis*. London.
- Bosse, H. (1994): *Der fremde Mann. Jugend, Männlichkeit, Macht. Eine Ethnoanalyse*. Frankfurt am Main.
- Devereux, G. (1976): *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften*. Frankfurt am Main/Berlin/Wien.
- Erdheim, M. (1982): *Die gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit. Eine Einführung in den ethnopsychoanalytischen Prozess*. Frankfurt am Main.
- Erdheim, M. (1988): *Die Psychoanalyse und das Unbewusste in der Kultur*. Frankfurt am Main.
- Freud, S. (1913-1917): *Der Moses des Michelangelo*. GW X.
- Gbeassor, D.N./Schär Sall, H./Signer, D./Stutz, D./Wetli, E. (1999): *Überlebenskunst in Übergangswelten. Ethnopsychologische Betreuung von Asylsuchenden*. Berlin.
- Hartmann, H. (1975): *Ich-Psychologie und Anpassungsproblem [1939]*, 3. unveränderte Aufl., Stuttgart.
- Klein, N. (2002): *Farewell to the End of History: Organization and Vision in Anti-Corporate Movements*. In: *The Socialist Register*, London, S. 1-14.
- Kohte-Meyer, I. (2000): *Die Gerüche des Basars in meinem Behandlungszimmer. Zum psychoanalytischen Verständnis psychosomatischer Zusammenhänge im Migrationsprozess*. In: Rodewig, K. (Hg.): *Identität, Integration und psychosoziale Gesundheit*. Gießen. S. 87-105.
- Möller, H. (2001): *Was ist gute Supervision? Grundlagen, Merkmale, Methoden*. Stuttgart.
- Nadig, M. (1986): *Die verborgene Kultur der Frau. Ethnopsychoanalytische Gespräche mit mexikanischen Bäuerinnen*. Frankfurt am Main.
- Nadig, M. (2000): *Interkulturalität im Prozess – Ethnopsychoanalyse und Feldforschung als methodischer und theoretischer Übergangsraum*. In: Lahme-Gronostaj, H./Leuzinger-Bohleber, M. (Hg.): *Identität und Differenz. Zur Psychoanalyse des Geschlechterverhältnisses in der Spätmoderne*. Opladen. S. 87-101.
- Nathan, T. (1986): *La folie des autres. Traité d'ethnopsychiatrie clinique*. Paris.

- Parin, P./Morgenthaler, F./Parin-Mathey, G. (1963): *Die Weißen denken zuviel. Psychoanalytische Untersuchungen bei den Dogon in West-Afrika*. München.
- Parin, P./Morgenthaler, F./Parin-Mathey, G. (1971): *Fürchte Deinen Nächsten wie Dich selbst. Psychoanalyse und Gesellschaft am Modell der Agni in Westafrika*. Frankfurt am Main.
- Reichmayr, J. (1995): *Einführung in die Ethnopsychoanalyse. Geschichte, Theorie und Methoden*. Frankfurt am Main.
- Rohr, E. (1993): *Faszination und Angst*. In: Jansen, M./Prokop, U. (Hg.): *Fremdenangst und Fremdenfeindlichkeit*. Frankfurt am Main, S. 133-163.
- Rohr, E. (2011): *Challenging Empathy. Experiences as a Group Analytic Supervisor in a Post-Conflict Society*. In: *Clinical Social Work Journal*. Vol., 29, No. 1, 3/, S. 1-7.
- Rohr, E. (2012a): *Ein Praktikum in Afrika und seine supervisorische Aufarbeitung in einem universitären Seminar*. In: Dinger, W. (Hg.): *Gruppenanalytisch denken – supervisorisch handeln. Gruppenkompetenz in Supervision und Arbeitswelt*. Kassel, S. 200-217.
- Rohr, E. (2012b): *After the Conflict: Training of Group Supervision in Guatemala*. In: Kleinberg, J.L. (Ed.): *The Wiley-Blackwell Handbook of Group Psychotherapy*. Oxford, p. 517-547.
- Saller, V. (2003): *Wanderung zwischen Ethnologie und Psychoanalyse. Psychoanalytische Gespräche mit Migrantinnen aus der Türkei*. Tübingen.
- Schmidt-Bernhardt, A. (2008): *Jugendliche Spätaussiedlerinnen. Bildungserfolg im Verborgenen*. Marburg.
- United Nations (UN) (2007): *Crime and Development in Central America. Caught in the Crossfire*. Unter: <http://www.unodc.org/documents/data-and-analysis/Central-america-study-en.pdf> – 2.7.2012
- Weiss, F. (1991): *Die dreisten Frauen. Ethnopsychoanalytische Gespräche in Papua-Neuguinea*. Frankfurt/New York.

Anschrift der Autorin:

Prof. Dr. Elisabeth Rohr, Schifferstr. 42, 60594 Frankfurt am Main